

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 70 (1999)
Heft: 3

Artikel: Fachtagung zur Begleitung von Menschen mit einer Behinderung : vom Betreuen und Begleiten
Autor: Ritter, Adrian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-812900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fachtagung zur Begleitung von Menschen mit einer Behinderung

VOM BETREUEN UND BEGLEITEN

Von Adrian Ritter

Rund 150 Fachleute, die sich in Wohnheimen, Werkstätten, Schulen, aber auch in der Form von Vormundschaften oder in Elternvereinigungen mit Menschen mit geistiger Behinderung auseinandersetzen, besuchten Ende Januar in der BSZ-Stiftung in Einsiedeln eine Tagung mit dem Titel «Begleiten – Fördern und Fordern: Ein Widerspruch?».

«Immer wieder wollen Pädagogen, die Andragogen, die Betreuer das Beste für ihre Betreuten. Aber was ist das Beste für sie? Wer bestimmt es? Fragen, denen sich die professionellen ‚Erzieher‘ immer wieder stellen sollten, die aber eigentlich nur eine Antwort kennen. Was das Beste ist und wer es bestimmt, kann nur der zu ‚Erziehende‘, die Betroffene selbst entscheiden.» Mit diesem stellungsbezug in der Tagungsausschreibung setzten sich die Veranstalter das Ziel, unter dem Paradigma der Selbstbestimmung Ansätze und Impulse zur Begleitung von Menschen mit einer Behinderung zu vermitteln. Dabei ging es in erster Linie um Menschen mit einer geistigen Behinderung.

In seiner Begrüssung zur Tagung wies Peter Wahli, Vorsitzender der Geschäftsleitung der BSZ-Stiftung, darauf hin, Menschen mit einer Behinderung sollten nicht einfach als Dienstleistungsempfänger, sondern als Kunden wahrgenommen werden. Dies bedeute, um kundengerechte Leistungen bemüht zu sein in einem Umfeld mit einer Vielfalt von Kunden, zu denen beispielsweise auch Auftraggeber für Werkstätten, Angehörige und Gemeinden gehören.

Kilian Metzger, Leiter der Pro Infirmis der Kantone Uri/Schwyz und Moderator der Tagung, beantwortete die Frage, warum das Interesse an dieser Tagung so gross gewesen sei, dass Anmeldungen sogar zurückgewiesen werden mussten, gleich selbst: «Das Thema zeigt ein Spannungsfeld auf, in dem wir alle leben müssen. Das Spannungsfeld fordern und fördern, das Gefahren der Unterforderung, Überforderung, Unterförderung und Überförderung beinhaltet.»

Impulse zu vermitteln versuchte die Tagung einerseits mittels Referaten und Workshops und andererseits, nicht weniger eindrücklich, durch künstlerische Darbietungen der Gruppe «CreaPuls», die aus BewohnerInnen und MitarbeiterInnen der BSZ-Stiftung besteht und das Tagungsthema immer wieder szenisch

auf den Punkt zu bringen vermochte.

Ein erstes Referat hielt Marlis Pörtner, Psychotherapeutin in Zürich, die unter anderem auch mit Menschen mit geistiger Behinderung arbeitet und zudem als Praxisberaterin und Supervisorin in sozialen Institutionen tätig ist.

Pörtner wies in ihrer Ausführung auf das Spannungsfeld hin, in dem Betreute und Betreuer sich bewegen. Einerseits sollten behinderte Menschen ein möglichst selbstbestimmtes, «normales» Leben führen können und andererseits seien sie den Anforderungen dieses «normalen Lebens» in mancher Hinsicht nicht gewachsen, brauchen Hilfe und Unterstützung. Hier die richtige Balance zu finden zwischen Überforderung und Unterforderung sei eine Gratwanderung, auf der sich nicht selten auch die Begleitpersonen überfordert fühlen. Zwischen den beiden Extremen – die Betreuten einfach sich selber zu überlassen oder sie mit pädagogisch anspruchsvollen Programmen zu überfüttern – öffne sich ein weites Feld der Nuancen und Möglichkeiten, die es zu erforschen gelte. Auch sie könne in ihrem Referat keinen genauen Weg aufzeichnen, denn Fragen der Unter- und Überforderung liessen sich nie grundsätzlich und eindeutig mit Ja oder Nein beantworten. Als «Zeichen am Wegrand» gebe es aber durchaus Orientierungshilfen.

Grundsätzlich sollte die Betreuungsperson «zuerst sehr aufmerksam auf die behinderten Menschen hören, hinschauen, sich in ihre Welt einfühlen, ihre Bedürfnisse wahrnehmen und ernst nehmen».

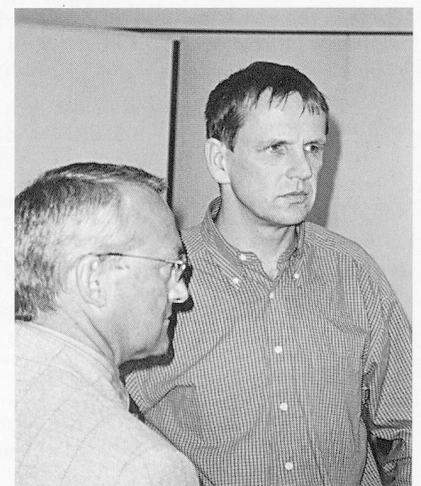
Diese Sensibilisierung der Wahrnehmung, die Offenheit für das andere im anderen Menschen ist nach Pörtner eine der wichtigsten Anforderungen in diesem Beruf. Erst darauf aufbauend könnten Theorie, Diagnostik und pädagogische Konzepte fruchtbar werden.

Wichtig sei weiter, auch nach kleinsten Entwicklungsschritten Ausschau zu halten und ihnen Beachtung zu schen-

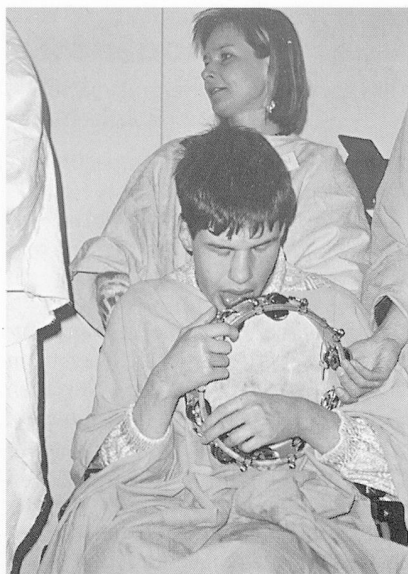
ken, wenn man sie entdeckt. Denn Entwicklungsschritte liessen sich nur dann sinnvoll umsetzen, wenn sie im eigenen Rhythmus gemacht werden können, und dieser sei bei Menschen mit geistiger Behinderung in aller Regel langsamer. Die Entwicklungsschritte mögen noch so klein sein, sie bergen das Potential zu weiteren Schritten und lassen den Betreuten sich selbst nicht mehr als festgefahren, sondern in Bewegung erleben. Dadurch können ganz neue Energien freigesetzt werden. Der Weg ist also ebenso wichtig wie das Ziel.

In der Praxis stellt sich natürlich sehr schnell die Frage: wie sollen wir dem einzelnen gerecht werden, wenn wir es mit fünf oder mehr Personen zu tun haben, die alle etwas anderes wollen? Pörtner: «Wieder geht es darum, eine Balance zu finden, für die es kein Patentrezept gibt. Doch je mehr ein Mensch erfährt, dass seine Eigenart geachtet und seine Anliegen ernstgenommen werden, desto besser kann er akzeptieren, dass dasselbe auch anderen zusteht, und dass dafür manchmal Kompromisse nötig sind. (...) Dabei geht es durchaus nicht um lange Gespräche, sondern um ein paar Augenblicke ungeteilter Aufmerksamkeit. (...) Probieren Sie es aus, Sie werden staunen, wie lang eine Minute sein kann, wenn Sie wirklich ganz auf Ihr Gegenüber eingehen.»

Nach Pörtner wird zudem oft vergessen, dass das Leben in der Gruppe sehr



Referent und Tagungsmoderator: Kilian Metzger und Referent Ulrich Niehoff, Diplompädagoge.



«CreaPuls» Künstlerische Darbietungen zum Tagungsthema durch MitarbeiterInnen und BewohnerInnen der BSZ-Stiftung Einsiedeln.

hohe Anforderungen an die sozialen Fähigkeiten der Menschen mit geistiger Behinderung stellt. Es sei erstaunlich, wie selbstverständlich diese Anforderungen zugemutet werden. Es sei dies eine Überforderung, der zu wenig Beachtung geschenkt werde. Immer wieder stelle sie fest, wie belastend für manche Menschen mit geistiger Behinderung die Verhaltensauffälligkeiten ihrer KollegInnen sind.

Pörtner betont auch, dass Fördern – auch wenn dieser Begriff etwas in Verruf geraten sei – ihrer Ansicht nach, nach wie vor ein wesentlicher Aspekt der Arbeit mit Menschen mit Behinderung sei. Förderung sollte dabei aber nicht bedeuten, andere Menschen darauf zu trimmen, von aussen vorgegebene Ziele zu erreichen, sondern fördern heisse, Bedingungen zu schaffen, unter denen Menschen Entwicklungsschritte machen können, aber nicht müssen. Also der Eigenständigkeit Raum zu geben und dabei behilflich zu sein, diese auf konstruktive Art zu leben. Dabei komme man nicht umhin, auch zu fordern und Forderungen wenn nötig durchzusetzen. Dies sei Teil der Normalität, die auch für «nicht Behinderte» gelte.

Aber: «Forderungen müssen durchschaubar und von den gegebenen Realitäten bestimmt sein, nicht von der Willkür der Bezugspersonen. Für diesen Unterschied haben behinderte Menschen in der Regel ein feines Gespür, und wenn sie sich gegen Forderungen widersetzen, so ist es oft nicht die Forderung an sich, sondern die Willkür, gegen die sie sich wehren. Die Balance zwischen Selbstbestimmung ermöglichen und Forderungen durchsetzen, lässt sich nicht immer ideal verwirklichen. Kompromisse sind unumgänglich – einmal in dieser, einmal in jener Richtung. Über-

fordern Sie sich nicht selber, indem sie von sich verlangen, es immer «richtig» zu machen. Die kleinen Schritte zählen – das gilt auch für Sie. Aber unterfordern Sie sich auch nicht, indem Sie Ihre Arbeit zur Routine werden lassen. Die innere Haltung, die Ihrer Arbeit zugrundeliegt, ist der wesentliche Motor für alles, was Sie tun und bewirken können. Und sie wird von den behinderten Menschen mit Sicherheit sehr sensibel wahrgenommen.»

In einem nächsten Referat ging *Ulrich Niehoff*, Diplompädagoge und Mitarbeiter der deutschen Bundesvereinigung «Lebenshilfe» auf das «zerstörte Selbstbild von Menschen mit ‚geistiger Behinderung‘» ein. Er nahm dabei Bezug auf ein Buch der Autorin Dietmut Niedecken («Namenlos»; 1989), die davon ausgeht, dass sowohl Angehörige, Fachleute wie auch die westliche Gesellschaft im Allgemeinen eine subtile Nichtakzeptanz geistig behinderter Menschen aufweisen, die bis zu Tötungsphantasien und realisierten Tötungen gehen. Nach Niedecken können Eltern und Fachleute so fragile und intellektuell beeinträchtigte Menschen nicht wirklich ertragen. Und weil Menschen mit geistiger Behinderung ahnen, dass ihr Leben nicht ganz sicher ist, zeigen sie oft ein unsicheres, unterwürfiges Verhalten.

Niehoff ist sich klar, dass diese Aussagen für Eltern und Professionelle eine «Zu-Mutung» sind und dass es Mut braucht, sich damit auseinanderzusetzen. Es bereitet ihm allerdings keine Mühe, zahlreiche Beispiele für behindertenfeindliche Tendenzen in unserer Gesellschaft aufzuzählen, wobei die utilitaristische Position des Philosophen Peter Singer «nur die Spitze des Eisbergs» darstelle: «Auch hinter dem Förderungs-

selbstverständnis von uns Professionellen steht allzu oft unsere grundsätzliche Nichtakzeptanz behinderter Erwachsener in ihrem So-Sein. Behinderte Menschen müssen sich in unseren Augen dauernd verändern. Sie sollen uns ähnlicher werden, und wenn sie dies nicht tun, dann müssen die Therapien effizienter, erfolgreicher, aggressiver sein. Die Möglichkeit, sich für oder gegen eine persönliche Veränderung zu entscheiden, haben Menschen mit Behinderung weit weniger als nichtbehinderte Menschen.»

Mit dem Selbstverständnis der Förderung setzte sich im dritten Referat auch *Ursula Friedrich* auseinander. Die ehemalige Dozentin für Heilerziehungspflege ist heute in der Elternarbeit und an der Volkshochschule für Menschen mit einer Behinderung in D-Reutlingen tätig.

Sie beschrieb anschaulich anhand ihres eigenen beruflichen Werdegangs die geschichtliche Entwicklung in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung. Ende der 60er Jahre wurde die reine Bewahrung und Versorgung in den grossen Anstalten abgelöst von einem Ansatz, der nicht mehr Defizite und Defekte, sondern die «offengebliebenen Möglichkeiten» betonte, was seinen Ausdruck in kleinen Wohngruppen, neu eingerichteten Sonderschulen und Förderplänen fand. Allerdings setzte damit nach Friedrich auch ein hohes Mass an Fremdbestimmung und Abhängigkeit ein, denn Menschen mit einer Behinderung lernten gleichzeitig: «Wenn ich etwas Lernen und etwas Leisten kann, werde ich ein vollwertiger Mensch, kann selbständiger, ja normaler sein.»

Friedrich vermisste damals die Zunahme an Eigeninitiative und Selbstverantwortung. Im Heim war dies damals nicht gefragt, es wurde eine zu starke Verun-

sicherung des gesamten Systems befürchtet. Dies sei heute durchaus anders. Selbstbestimmt zu leben werde heute von Menschen mit Behinderung deutlich gefordert und praktiziert. Auch lägen Ansätze und Modelle vor, die in verschiedenen europäischen Ländern und Amerika zum Teil schon länger erprobt seien. Dabei solle nicht alles bewährte Betreuen und Fördern plötzlich in Frage gestellt werden, sondern es gehe darum, zu fragen, was behinderte Menschen von dem, was bisher für sie entschieden wurde, künftig selber entscheiden können. Ihre berufliche Erfahrung habe ihr dabei gezeigt, dass Menschen mit geistiger Behinderung mehr und besser für sich selbst eintreten können, als ihnen zugetraut werde. Auch Selbstbestimmung dürfe dabei aber nicht zu einer Überforderung werden, sondern befürde der sinnvollen Anleitung mit entsprechenden Lernkonzepten.

Der zweite Teil des Tagung war nach der Mittagspause der Arbeit in insgesamt sieben Workshops gewidmet, wobei insbesondere der Erfahrungsaustausch und das Reflektieren der eigenen Praxis im Vordergrund standen.

Marlis Pörtner betonte in ihrem Workshop «Wegweiser im Alltag» nochmals, dass in der Arbeit mit Menschen mit einer Behinderung sowohl ein Rahmen wie auch Spielraum gegeben werden müsse, beides mache ohne das andere keinen Sinn. Es gelte auch, einerseits offen und neugierig zu sein auf das Verhalten des anderen Menschen, auch wenn dieser schon tausend Mal auf dieselbe Art reagiert hat und andererseits aber nicht dauernd auf eine Veränderung des Verhaltens zu warten.

Die Teilnehmer des Workshops «Pädagogische Selbstverpflichtung der professionellen Begleitung» mit Ulrich Niehoff stiessen auf eine Menge Fragen im Spannungsfeld zwischen Selbstbestimmung und Betreuung: Stülpe ich mit Selbstbestimmung den Menschen etwas über, das sie gar nicht kennen? Wie kann ich jemandem Demokratie näherbringen? Was, wenn die Angehörigen ganz andere Vorstellungen haben als die betreute Person? Wo hat Selbstbestimmung ihre Grenzen, wenn ein behinderter Mensch mit seinen Ernährungsgewohnheiten seine Gesundheit gefährdet?

Klar war, dass die Auseinandersetzung mit all diesen Fragen bei sich selber beginnt und Lösungen im einzelnen Fall gefunden werden müssen. Niehoff findet es allerdings skandalös, dass bei erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung wie selbstverständlich ein Bedarf an Agogik unterstellt wird. Seiner Ansicht nach sollten diese Menschen wie nicht-behinderte Erwachsene das Recht haben, so zu bleiben, wie sie sind. Angebote sollten vorhanden sein, aber kein Zwang, diese zu nutzen. Auch die Selbstverständlichkeit, dass der Weg vom Wohnheim über das begleitete Wohnen zum selbständigen Wohnen der richtige Weg ist, sollte reflektiert werden. Statt wie bei der Förderplanung das Ziel der Verselbständigung zu haben, sollte dasjenige der Lebensqualität verfolgt werden. Dazu sei vor allem ein feines Gespür für die Bedürfnisse der anderen Menschen wichtig. Ein «dialogisches Verhältnis» zwischen Begleiter und Begleitetem, bei dem nicht *behandelt*, sondern *verhandelt* wird.

In anderen Workshops wurden kon-

E.D.E. Europäischer Heimleiterkongress

vom
6. bis 8. Oktober 1999

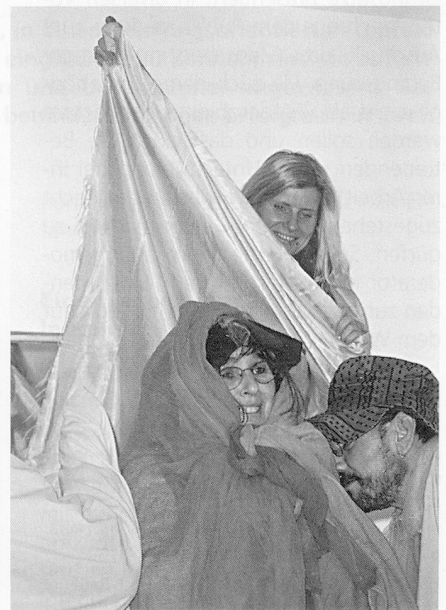
im
Austria Center Vienna
Wien

Das Heim als Mittelpunkt im sozialen Netz

Kooperation–Vernetzung–Synergie

krete Projekte wie etwa das Begleitete Wohnen oder der Entlastungsdienst der Pro Infirmis vorgestellt. Das *Wohnen* wurde dabei als zentraler Bestandteil des Lebens beschrieben, was eine Einschränkung der Selbstbestimmung an diesem Ort umso schwerwiegender mache. Marie-Louise von Weber, Pro Infirmis Luzern, und Astrid Jauch, Pro Infirmis Brunnen: «Selbstbestimmt leben bedeutet auch in einer eigenen Wohnung zu leben. In ihr haben wir Kontrolle darüber, mit wem und in welcher Intensität wir Kontakte pflegen wollen. Erst die Rechte, die mit einer Wohnung verbunden sind, machen Selbstbestimmung im Alltag möglich.»

Auch Rudi Sack vom Landesverband Baden-Württemberg der Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung stellte fest, dass elementare Funktionen des Wohnens in vielen Wohnangeboten für Menschen mit geistiger Behinderung nicht erfüllt sind: «Grosse Institutionen mit ihren Eigengesetzlichkeiten, Haus-



Workshop «Jeux Dramatique», links: Aufstart zum «Ausdrucksspiel aus dem Erleben».

Fotos Adrian Ritter

ordnungen und geregelten Abläufen verhindern Entwicklung. Ich bin überzeugt, dass wir im Sinne eines selbstbestimmten Lebens von Menschen mit geistiger Behinderung an einem radikalen Abbau grösserer Einrichtungsformen gerade im Wohnbereich nicht vorbeikommen. In Schweden wird dieser Abbau seit den 70er Jahren konsequent vollzogen, der Grossteil behinderter Menschen lebt heute in ‚Heimen‘ mit vier Plätzen.» Interessant sei zudem, dass in Schweden offenbar die Erfahrung gemacht worden sei, dass Kleinsteinrichtungen «am Ende zumindest nicht teurer sind als grosse Institutionen».

Sinnvoll ist nach Sack zudem die Klassifizierung von Wohnangeboten in «Wohngemeinschaften», die als Zuhause für unbegrenzte Zeit gemeint sind und in «Lerngemeinschaften», wo geübt wird, was später an einem anderen Ort nützen soll. Eine derartige Klassifikation wird beispielsweise im Zusammenhang mit den «Wohnschulen» der Pro Infirmis vorgenommen. Rudi Sack: «Wenn alle Wohnangebote für Menschen mit geistiger Behinderung sich eindeutig einer dieser beiden Kategorien zuordnen liessen, könnte dies vielleicht zur Verhinderung einer *lebenslangen* Erziehung erwachsener Menschen beitragen.»

Weitere Workshops beschäftigten sich etwa mit dem Verhältnis zwischen Angehörigen, Menschen mit geistiger Behinderung und Fachleuten oder mit «Jeux Dramatique», wo die TeilnehmerInnen selbst aktiv werden konnten beim «Ausdrucksspiel aus dem Erleben».

In der abschliessenden Diskussionsrunde wurden Rückmeldungen aus den Workshops sowie zusammenfassende Grundsätze präsentiert. In diversen Voten, auch aus dem Publikum, kam zum Ausdruck, dass Menschen mit geistiger Behinderung wie auch deren Angehörige nicht als «Förderobjekte» betrachtet werden sollen und dass auch die Betreuenden selber Unterstützung bei ihrer Arbeit brauchen und sich das Recht zugestehen müssen, Fehler machen zu dürfen. So wünschte denn Tagungsmoderator Kilian Metzger den Teilnehmenden zum Abschluss auch viel Erfolg «auf dem Weg der kleinen Schritte».

Literatur:

Pörtner, Marlis: Ernstnehmen, Zutrauen, Verstehen – Personenzentrierte Haltung im Umgang mit geistig behinderten und pflegebedürftigen Menschen, Klett-Cotta, Stuttgart, 1996

Prouty, G., Pörtner, M., Van Werde, D.: Prä-Therapie, Klett-Cotta, Stuttgart, 1998

Hähner, Ulrich, Niehoff, Ulrich et al.: Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung, Lebenshilfe Verlag Marburg, 1997

Rezension

Wilken, Udo: Selbstbestimmt leben II.

Handlungsfelder und Chancen einer offensiven Behindertenpädagogik

Hildesheimer Schriften zur Sozialpädagogik und Sozialarbeit. 2., wesentlich erweiterte Auflage, Hildesheim 1997.

Von Dr. Riccardo Bonfranchi

Das Fazit vorneweg: ein lesenswertes Buch.

Den Inhalt des Buches von Wilken zu beschreiben fällt einerseits schwer und andererseits auch wiederum nicht. Was soll dieser eher zur Verwirrung beitragende Einleitungssatz zu einer Buchbesprechung? Er gibt exakt meine Haltung diesem Buch gegenüber wieder. Da ist zum einen die Themenvielfalt, die Wilken angeht. Es geht um

- Einstellungsdeterminanten gegenüber Körperbehinderten
- die geschichtliche Entwicklung der Körperbehinderten-Selbsthilfe-Vereinigungen
- den Stellenwert der Arbeitslehre in der Sonderschule
- die Problematik des Reisens behinderter Menschen
- interkulturelle Behindertenarbeit in Entwicklungshilfsländern
- Aus- und Fortbildung von Mitarbeitern in der Behindertenarbeit
- das Empowerment-Konzept
- die religiöse Unterweisung bei behinderten Schülern
- Ethik und pränatale Diagnostik und noch einiges mehr.

Diese Beiträge stellen ein Kaleidoskop dar und spiegeln die aktuelle Diskussion der heutigen Sonderpädagogik wider. Mir haben die Beiträge unterschiedlich gut gefallen; aber das ist nichts Aussergewöhnliches. So wie Wilken sie aus einem persönlichen Interesse heraus verfasst hat, so treffen sie auf eine unterschiedliche Interessenlage. Die Beiträge legen Zeugnis ab verschiedenster Problembereiche, die nicht Modeströmungen unterworfen sind. Sowohl zur Religion wie zur Problematik der pränatalen Diagnostik bzw. zur Entwicklungshilfe behinderter Menschen in Indien, liest man nicht jeden Monat etwas in den sonderpädagogischen Periodika. Wilken ist kein Autor des mainstream. Ich vermute, die oben erwähnten Themen beschäftigen ihn seit Jahren und sind nun in diesem Buch zusammengetragen worden.

Was ist nun aber der rote Faden oder die Klammer, die diese doch zum Teil weit voneinander liegenden Themen zusammenhalten? Das erkenntnisleitende Interesse Wilkens ist, und hier komme ich auf die eingangs erwähnte leicht zu identifizierende Seite dieses Buches zurück, «die Selbstbestimmung als mögliches rehabilitatives Leitziel» (33). Wilken schreibt: «Zur Gestaltung eines guten und das heisst zugleich auch eines sozialverträglichen Lebens gehört entsprechend den bisherigen Ausführungen, dass auch demjenigen, der nicht imstande ist, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aufgrund einer bedingungslosen Anerkennung seiner Persönlichkeit und Menschenwürde, das Recht auf solidarische Hilfe zukommt, die auch die Befähigung zu einer weitgehend autonomen und selbstbestimmten Lebensgestaltung mit einschliesst» (33). An anderer Stelle (8) gibt Wilken selber als Ziel seiner Schrift an, dass sie heute wieder zunehmenden Ausgliederungstendenzen «offensiv» entgegenzutreten möchte. Wenn man das Buch nun durch diese Brille liest, erhält es eine zusätzliche Dimension, die ich für sehr wichtig halte. Die diversen Beispiele aus den Bereichen Wohnen, Arbeiten, Schule, Freizeit, Ethik mahnen die sich als nicht-behindert verstehende Gesellschaft daran, dass sie sich in diesen Bereichen (welche gäbe es noch?) entweder für unzulänglich erklärt oder sich nicht zuständig fühlt. Darauf legt Wilken seinen Finger und legt Schwachstellen frei. Dass er diese in den unterschiedlichsten Bereichen unserer Gesellschaft orten und identifizieren kann, ist nicht seine Schuld. Mir wäre es deshalb wichtig erschienen, wenn dieser Punkt noch stärker herausgearbeitet worden wäre. Das heisst, wenn die einzelnen Beiträge zum Beispiel jeweils noch einen Kommentar erhalten hätten, der sich expressis verbis mit den Ansprüchen einer «offensiven Behindertenpädagogik» hätte messen lassen. Die Verknüpfung der einzelnen Beiträge wäre dadurch noch transparenter geworden. Abschliessend ein Zitat von P. Radtke (1977, 1), das aus der Sicht eines behinderten Menschen als Motto für Wilkens Buch vorangestellt werden könnte.

«Eliminieren wir den behinderten Menschen aus unserem Weltbild, so verschwindet eine der grössten Herausforderungen an unser Verständnis, Menschsein zu definieren. Wenn es den behinderten Menschen nicht gäbe, könnten wir der Täuschung erliegen, und Menschsein mit Produktivität gleichsetzen, mit Leistung, Schönheit, Kraft, Anmut, Intelligenz. . . Wenn diese Attribute nicht konstituierend für Menschsein sind, so müssen wir daraus folgern, dass uns im behinderten Menschen quasi die Quintessenz dessen entgegentritt, was Menschsein eigentlich bedeutet» (Radtke, P. in: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, Magazin 1997/5, 1).